

Frühjahr an den Seen

Autor(en): **Kesser, Hermann**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **10 (1912)**

PDF erstellt am: **10.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-750691>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

FRÜHJAHR AN DEN SEEN

AUS TAGEBÜCHERN VON HERMANN KESSER

Zu Locarno am Langensee. Die Nachmittagssonne liegt brütend über den Wassern, kein Schiff ist zu sehen, die Wellen des Langensees schaukeln schläfrig in der neuen Frühjahrswärme. Am Ufer der Maggia schlafen die Steine, die der Bergstrom aus dem felsigen Hinterland herausgetragen hat, es schläft das dürftige Pappelwäldchen, das am Seerand auf dem rauhen Alpenschutt gewachsen ist, und es schläft die kleine, friedliche Stadt, die in schön geschwungenem Halbrund die dürren Uferberge hinaufwächst, Locarno am Lago Maggiore. Auf einem steilen Pfad, der quer durch das Rebland führt, steige ich die Höhe hinauf. Ein leichter Wind geht flüsternd mit mir und spielt mit dem jungen Weinlaub, das sich blass und klein über die granitnen Träger spannt. Bald bleiben die Weinberge zurück, und groß und gewaltig dehnt sich ein feierliches Bild vor mir aus: Der funkelnde See, eingebettet in die Kreisruhe der noch winterlich angeschnittenen Berge, ein See, so breit und so lang wie ein mächtiger, stiller Strom, der stolz und leidenschaftslos, vom schweren Steinernst der Berge umwittert, aus den Alpen ins Tiefland hinabgleitet. Erst dort, wo seine Begleiter, die Alpensendlinge flacher und milder werden, wo der Langensee die Lombardei berührt, hat er ein südliches, lächelndes Angesicht. Das schweizerische Ende des Sees aber steht im Schatten der Berge.

Und doch ist auch hier die Güte des Frühlings. Locarno ist eine behagliche, warme Ecke. In den Gärten blauen die Veilchen, die Magnolienbäume haben ihre glühenden Blüten geöffnet, bunte Schmetterlinge saugen an frischen Kelchen, und über die sonnengrellen Steine jagen die schillernden Eidechsen.

Seit vielen Tagen ist kein Regentropfen vom Himmel gefallen, hochsommerlicher Staub wallt auf, wenn ein Wagen über die Straße fährt. Langsam und bedächtig tritt zuweilen einer der vielen Ruhesucher, die in den ersten Aprilwochen an den Langensee kommen, aus den hohen und kühlen Mauerwegen heraus, reckt sich in der Sonne und sucht eine geruhsame Bank. Niemand eilt geschäftig dahin, niemand will etwas anderes, als mit sich und der Sonne allein sein. Ich biege die Dornen zurück, die

über den unebenen Boden wuchern, lege mich in das alte Laub und freue mich der stundenwährenden Hocheinsamkeit. Eine märchenhafte Stille ist ausgebreitet, eine fromme, sonntägliche Ruhe.

* * *

Eine Wallfahrtskirche, das Santuario der Madonna del *Sasso*, herrscht über See und Land; sie hebt sich aus einem großen, struppigen Felsenstück und steht wie eine inbrünstige Verkündigung, wie eine Predigt für den Madonnenglauben, weithin sichtbar über der Stadt. Als die Minoritenbrüder die Steine zum Bau des Heiligtums heraufschleppten, da wollten sie eine neue Hochwacht katholischer Glaubensstreue schaffen. Aber das Kloster und der Muttergottestempel wurden trotzdem heiter und farbig. Wie die Vorhalle eines Landpalastes öffnet sich der Säulengang vor der Kirche schmeichelnd dem Langensee. In den Felsenspalten der Höhe blühen rote Spornblumen. Mit zäher Liebe haben die Mönche auf den kargen Berg fruchtbare Erde gehäuft, gesprengt und gegraben, bis sich um die fromme Stätte ein Kranz von Gärten und Beeten schlang, bis auf dem Felsenstück warmes Leben spross und der ehemals verwunschen einsame Felsen eine neue Quelle für die gläubige Einfalt wurde.

Noch immer besitzt die Madonna die Macht über die Frommen am Langensee. In langen Zügen steigen sie betend den Kreuzweg hinauf, und dann ist es ihnen, wie wenn die steifen und großen Puppen, die starr und staubig in den Kapellen stehen, gütig nickten, wie wenn durch das Glockenläuten, das Murmeln der demütigen Bitten, den Weihrauch und den Moderduft der alten Gewänder und Fahnen die ehrwürdigen Bilder des Heilandes, der Gottesmutter und der Apostel lebendig würden. Die ungläubigen Fremden, die zur Mittagszeit schwatzend und unfremd auf dem Kreuzweg nach der Tiefe spazieren, vermögen dieses Wunder niemals zu schauen: ihnen sehen die Heiligenbilder immer nur mit erloschenen Augen entgegen.

Alljährlich in der letzten Karnacht wallt eine betende Schar roter Chorknaben, brauner Mädchen und erddunkler Frauen und Männer den Kreuzweg hinauf. Zu später Nachtstunde bin ich ihr einmal am Bergrand begegnet. Wie ein Lemurenreigen, ge-

spenstig und schnell, huschte der Zug an mir vorbei. Eine aufregende Glocke klang hastig und laut in die Litaneien hinein, jeder in den Reihen trug eine grelle Papierlaterne, die Kinder kleine und matt flackernde, die Erwachsenen größere und hellere. Sorgsam und ängstlich hielten alle die Lichter vor sich hin. Ich harrete ungesehen im Schatten eines laubüberdachten Seitenweges, bis die Letzten im Zuge, alte Männer, die ihre Laternen mit zitternden Händen umklammerten, in der Nacht verschwanden und der heisere Gebetslärm in fernen Gassen verklang. Mir aber war es noch lange, als seien die ängstlich brennenden Lichter die armen sehnsüchtigen Seelen der Frommen gewesen.

* * *

Wenn ich an goldsonnigen Tagen über den Langensee fahre, erscheint er mir wie eine reiche, herrliche Straße, ein lichter, prachtvoller Torweg, der aus dem rissigen und heftigen Südhang der Alpen in die sanfte italienische Farbigkeit und in die Gemütsruhe der klassischen Landschaft hineinleitet.

Bei der Gotthardreise im Eisenbahnwagen springen die Eindrücke wie zappelnde Filmbilder an uns vorbei. Man fällt über riesige, turmhohe Stufen zum Süden herunter, man fällt Italien mit der Tür ins Haus.

Der Südländer, den der Langensee nach der lombardischen Ebene trägt, empfindet anders: Er fühlt wie ein staunender Fremdling, der dem Haus seiner Wünsche durch einen langen, vornehmen Gartenweg naht.

Langsam verschimmern die glasklaren Alpen und tausend Zeichen verkünden ein anderes, nordfremdes Land, den Wohnsitz einer freieren Sinnenfreude, verkünden die südlichen Menschen und die südliche Dunstluft, in der andere Wasser fließen und andere Blumen wachsen.

Jedes stille Städtchen am Langensee, jeder der kleinen, in jersonnener Faulheit ruhenden Schiffshäfen, jedes Felsenkirchlein, ede Zeder und jeder Kastanienhain ist ein Bote des Südens. Aber auch nur ein Bote, den man flüchtig besieht und schnell vergisst: Eine runde Kuppel taucht aus dem Chaos dunkler Dächer, eine räuberische Wasserburg mit massigen Mauern steigt aus dem See, an einer steilen Felswand schaut ein altes Kloster mit kleinen

Fensteraugen nachdenklich auf das Wasser hinaus. Ich sehe die Kuppel, die Wasserburg und das Felsenkloster, aber die Bilder verschwinden mir rasch in der Flut der blendenden Sonne.

Mein Blick fliegt die gekrümmten Ufer hinauf, schweift zu den Bergen zurück und späht nach dem Ende des Sees, wo die Luft und die Wasser zusammenfließen. Dort hinten liegen herrlichere Kuppeln, höhere Burgen und Klöster, Kulturtaten, in denen die große Kunst von Jahrhunderten eingeschlossen ist. Nur ein Abglanz von dieser Schönheit, die auf dem italischen Boden wächst, ist an den Rändern des Lago Maggiore.

* * *

Der *Luganersee*, diese südliche Erinnerung an die Felsenbuchten des Vierwaldstättersees, ist gleich dem nördlichen Bruder mehr Ufer wie See, ein breit gewordener, gestauter Fluss zwischen Bergen und steil fallenden Hängen. Er ist mehr ein Abschied von den Alpen als ein Lob auf den Süden.

Lugano selbst ist italienische Stadt- und Kunstkultur im Kleinen. Aber eine wunderschöne Mahnung an die große lombardische Kunst ist da: ein Lionardoschüler hat hier gewirkt, und von ihm stammt das Passionsbild am Lettner der Franziskanerkirche Santa Maria degli Angeli, einer niederen Kirche, die wie ein trauriger Rest ehemaliger Monumentalherrlichkeit im Schatten eines hohen Hotelpalastes steht. Wer das bescheidene Gotteshaus sieht, der ahnt nicht, dass der unansehnliche Bau ein Meisterwerk birgt, dass sich hier ein Landeskünstler verewigt hat, der wie kein anderer Lombarde der Erbe von Lionardos Kunst geworden ist: Bernhard Luino von Luini am Langensee. Man kann in ihm etwas von dem weichen Dunst der tessinischen Sommerlandschaften finden. Dass Lionardo in ihm war, sieht man an der mädchenhaft-schönen Aktfigur des heiligen Sebastian an einer Bogenstütze der Kirche. Und dieser Sebastian ist wohl die innigste Schöpfung aus Luinis sanft-ernster Künstlerhand. Die Passion aber ist die einzige große Künstlerdichtung aus der Zeit der Hochblüte italienischer Kunst, die sich am Luganersee findet.

Sie ist stark genug, um alles andere zu ersetzen, was man in diesem *Vorzimmer* Italiens an Kunst vermisst.

* * *

Wer vom Monte Salvatore — dem Rigibergturm des Luganer-sees — das Land überschaut, sieht eine edle Landschaft, ein rhythmisches Nebeneinander hell- und dunkelblauer Wasserstreifen, grüner Hügel und braver Berge. Keine unordentlichen Bergzacken, keine agitatorischen Felsen. Hier am Süden sind die Berge von jeder gewaltsamen Bewegung befreit. Das Auge ruht aus; man fühlt sich wie auf einer seligen Insel, die von einem geschlossenen Wassergürtel umzogen wird. Der See, der sich im Kreise um den Gebirgsstock herumlegt, scheint uns völlig vom Lande loszutrennen. Von der Berghöhe sieht man das hellfarbige Lugano in der Sonne liegen. Wie gewundene Kreideornamente auf grünem Grunde wallen die breiten sauberen Straßen in Bogen und Schlangenlinien über die Höhen, wie rote Punkte stehen die zahllosen Landhäuser mit ihren lauten Zinnoberdächern in dem Staubgrün der mageren Wälder.

Es ist eine aufregungslose, von keiner Kraft geschwellte Schönheit.

Auf einem schmalen, weißen Steinband, das in straffer Linie mitten durch den See von einem Ufer zum andern gezogen ist, schneidet die Gotthardbahn nach ihren Bergfahrten durch den Luganersee. Mit diesem Band ist Lugano an Italien angehängt. Lugano und das gesamte von der Geschichte verzauste Transitland, das von der Gotthardhöhe zum Süden leitet.

* * *

Der *Comersee* hat die Linien von heroischen Landschaften, von Dichtungen und Bildern mit Heldengräbern, mit brennenden Opferaltären und Götterhainen. Still ruhende blaue Wasser, in denen sich felsige Uferwände und dunkle Gärten spiegeln.

Der Gardasee und der Langensee könnten von Böcklin gemalt sein. Den Comersee aber hätte Anselm Feuerbach komponieren können. Er hat eine ruhige und kühle Größe, eine melancholische und edle Farbe. *Larius* nannten ihn die Römer. *Lago di Como* nennen ihn die Italiener, und mich dünkt, das klänge schattiger, weniger hell und laut. Auch der Comersee reicht mit seinen nördlichen Wassern tief in die Alpen hinein, in zerfurchtes, von nacktem Gestein und runzligen Schluchten zertrümmertes Bergland. Seine äußerste Spitze berührt fast das Bergell, den Zugang

nach dem Engadin und nach den bündnerischen Alpenpässen. Aber von dieser harten und nördlichen Beziehung erzählt der Süden des Sees nicht ein einziges Wort.

Überall ist Italien, überall sind fette Palmen und fleischige Agaven, rosige und bläuliche Häuser und Villen und südlich warme Winde, die nicht einen Hauch bergrauer Lüfte mit sich tragen.

Am Gardasee und am Lago Maggiore fühlt man sich vor den Toren Italiens. Hoffnungen, Ahnungen und Sehnsüchte stellen sich ein. Man vibriert sich nach dem Hinterland. Alles wirkt wie eine langgesponnene dramatische Exposition.

Der Comersee ist eine Erfüllung; Como, die Stadt an einer südlichen Bucht, das Vollbild eines schönen betriebsamen lombardischen Platzes mit alter Kultur, und der prachtvolle, reiche Dom eine architektonische Großtat, die im Gedächtnis auch nach einer Fahrt ins innere Italien nicht kleiner wird.

Ein Verkehrszufall hilft der Schönheitswirkung des Sees: man naht ihm fast nie von den Alpen aus. Kaum einer von Hundert grüßt ihn bei Chiavenna, um in der ungeduldigen Sehnsucht nach südlichen Bildern matt zu werden. Bei Como, nach einer eindrucksdürren Fahrt durch flaches und farbloses Land, öffnet sich dem italienischen Reisegast, der von Mailand kommt, plötzlich der prunkende See, für jeden, der Italien verlässt, ein großartig breites Schlußstück, in dem alles wiederklingt, was Kunst und Natur im Norden und Süden Italiens verkünden.

Bellagio am Comersee ist ein kleines Städtchen mit Fremdentand, das wie der kostbarste Edelstein einer glänzenden Kette in der Mitte des Sees ruht — dort, wo sich die Wasser des Lario in die zwei Arme von Lecco und Como gabeln — ist der Sammelplatz der germanischen Liebhaber. Der Grund für diese Liebe ist die hohe waldige Bergkuppe im Rücken Bellagios, die Punta di Bellagio, eine grüne, ebenmäßige Pyramide mit einer bestechenden Herrschaftsaussicht nach allen Teilen des Sees. Alles, was der Comersee schenkt, ist ausgebreitet: man hat den Blick nach den steil aufgerichteten Ufern und nach einem Band weißrenommierender Berge im Norden, man hat die Überraschung, dass sich der Comersee bei Bellagio in einen rechten und einen linken See-arm teilt. Man sieht eine unüberschaubare Fülle von kleinen Buchten, Landzungen und Halbinseln, ein Königreich von Seen

und Bergen. Meine Lieblinge sind die stillen Sonnenorte zwischen Bellagio und Como: Cernobbio, Argegno, Lenno, Tremezzo und Cadenabbia (es klingt wie von Liebhabernamen in italienischen Opern!).

Hier ist eine Kulisse mit etwas Capri, dort eine Bucht mit einem Endchen Sorrent, auf dieser Uferterrasse könnte Amalfi emporsteigen. Nur dass der Wald viel dichter und grüner wächst als drunten im ausgebrannten Süden, so stark, dass er manchmal an heiterhelle Frühlingswälder im Norden erinnert.

* * *

Ein roter Abend im Kahn auf dem Comersee. Das Schiff treibt in flüssigen Sonnenstrahlen dahin, am Ufer aber steht die Dunkelheit und schaut auf die leuchtende Wasserglut. Schön und vergänglich wie Träume prangen die Gärten, und wie Lebensboten glänzen darin aus Pinien und Zedern die abendlich funkelnenden Fenster einsamer Villen. Von einer hohen Felsenkapelle tönt eine Glocke ihr zitterndes Lied auf die Welle. Wie Kinderseufzer klingen die Glockenschläge über den See. Sie rufen und klagen.

Ich fasse aufs neue die Ruder. Das plätschernde Wasser soll mir die traurige Musik übertönen: Noch ist es Tag, ich will es nicht hören, wie das Bimmelglöckchen sterbend verhallt. Vorbei! Vorbei! Kreuz und quer fliegt das Schiff, wieder kommen Dörfer, Kirchen und Gärten. Dazwischen kurze Strecken mit ungepflegten, auf Menschen wartenden Uferhängen, mit eingesprengten Felsstücken und verkrüppelten Ölbäumen darauf.

Auf einer waldigen Uferzunge seh' ich ein seltsames Bauwerk, halb Kloster, halb Lustschloss. Ein kleiner gemauerter Hafen am Fuß eines Felsenparks lädt zum Landen ein, ich mache den Kahn fest und sehe mich nach einem Menschen um. Aber nur ein gelber Heiliger aus Sandstein, der verdrossen und wie verloren auf einer Mauer steht, blick mich stumm an, und ungeleitet muss ich die Treppe hinaufsteigen. Wo bin ich?

Eine Gärtnersfrau, die lautlos hinter einem rostigen Gitter auf mein Kommen geharrt hat, gibt mir die Antwort: Das waldige Kap ist die Punta di Balbianello, und der schlanke Bau mit dem

luftigen Säulendurchblick ist ein verlassener Adelpalast. Ein Kardinal hat ihn gebaut, war dort weltlich froh und ist dann glücklich gestorben. Heil ihm in alle Ewigkeit! Er hat wohlgetan, seine Tage fern von der heiligen Stadt zu beschließen. Glücklicher als in diesem Palaste, wunschloser als auf der Punta die Balbianello hätte er niemals werden können. Aber der Kardinal ist nicht mehr, die heutige Besitzerin ist der Punta müde und wohnt in Paris, und über dem Erdfleck liegt die Tragik der Verlassenheit.

Wie der dumpfe Schauplatz eines bösen Trauerspiels düstert der wilde Garten, und das mufflige Schloss mit seinen verriegelten Fenstern, die verschlossenen Pforten, die verbröckelnden Parkmauern, die Steintreppen und die grasüberspönnenen Wege atmen eine heillose Vergangenheit aus. Es wäre die Szenerie für die schon unglücksumspönnene Seligkeit eines tragischen Helden.

Merkwürdig muss es in Menschen aussehen, die solche Schlösser am Comersee haben und sie jahrzehntelang meiden! Und diesen verlassenen Palästen wird dann doch so traurig zu Mute, dass sie immer kränklicher und gebrechlicher werden, und am liebsten jeden Augenblick einstürzen wollen.

* * *

Mittagsruhe am Gardasee. Es ist Frühling, aber der Küstenstrich zwischen Salò und Toscolano liegt in Julibehaglichkeit. Der See ist friedlich und glatt, die Wellen halten Mittagsruhe wie die Menschen, und in meinem Gasthofgarten zu Gardone ist es so still wie in einer leeren Kirche. Man hört nur das Knirschen der Kieswege, auf denen kräftige Mädchen den Kaffee hin- und hertragen. Die Fremden faulenzten in Korbstühlen. Ab und zu zündet sich einer eine Zigarre an, was wieder etwas Bewegung und Geräusch erzeugt. Gespräche kommen bei der blauen Hochsommerstimmung nicht in Fluss, sie können nur halblaut und stoßweise dahinsickern. Es ist unmöglich, etwas Aufregendes und Schmelzendes zu denken und zu sagen. Die Landschaft schwimmt in Farben, die zum Blinzeln, Schlafen und Träumen locken, in lauter blauen Tönen.

Es gibt nichts Blaueres wie den See und die Berge zwischen Riva und Desenzano.

Andere Seen leihen sich ihre azurblaue Farbe vom Himmel. Bei der Gardaseelandschaft ist es anders: Der See spiegelt sich im Himmel und färbt ihn blau, die Wasser schicken etwas von ihrem Blaureichtum in die Höhe, damit der Himmel nicht blass schimmert. Und in Blau ist alles getaucht, was zwischen Wasser und Himmel sichtbar ist. Die Berge sind immer mit einem hellblauen Dunstschleier behangen; wenn sie vor Wärme rauchen und dampfen, steigen bläuliche Wolken von ihren Gipfeln auf. Die Felseninseln und die spitzen Landzungen leuchten in einem satten Ultramarin und die Wälder am Monte Baldo in einem schwärzlichen Violett. Selbst die Schatten der Zedern im Garten sind dunkelblau, und eine von ihnen, eine kühne Himalajazeder mit weichen hängenden Ästen schillert in grünblau und blausilbern glänzenden Nadeln.

Die Zedern und Zypressen sind das architektonische Leben der Gardalandschaft. Zwei, drei von diesen natürlichen Türmen ersetzen den Zauber eines kleinen Tannenwaldes. Sie machen einen unbedeutenden Hügel, den sie umkrönen, groß und massig; sie sammeln ein Stückchen Land um sich, das ohne sie achtlos vor den Blicken zerfiele; sie machen aus ein paar Steintrümmern, auf die ihr scharfer Schatten fällt, einen romantischen Garten, eine Ruine, ein Gedicht. Wir Nordländer stellen die Zypressen nur dahin, wo wir weinen wollen. An Friedhofspforten und an Gräber. Die Zedern und Zypressen am Gardasee sind festliche Lebensbäume, wogegen jener südliche Baum, den sich schlechte Kenner des Landes immer wild wachsend und genügsam denken, der Limonenbaum mit seinen fettgelben Zitronen, am Gardasee nur ein Krankendasein fristet und wie die Rekonvaleszenten von Gardone und Fasano vor Wind und Wetter geschützt werden muss. Unfrei und furchtsam steht er im Schutze von langweilig gemauerten Wänden, die nur nach der Sonnenseite geöffnet sind. Im Winter wird er gar noch mit Holz eingedeckt. Die gärtnerischen Heilanstalten aber, in denen dieser Baum gehegt wird, die langen Galerien aus Beton, gehören zu den Dekorationen der Landschaft.

(Schluss folgt.)

